

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





ROMALYN TILGHMAN

# Die Bücherfrauen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Britt Somann-Jung

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe  
Erschienen bei S. FISCHER

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel  
»To the Stars Through Difficulties« im Verlag She Writes Press,  
Berkeley, Kalifornien  
© 2017 Romalyn Tilghman

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-10-397080-7

## Angelina

Der leere Horizont passte zu dem leeren Notizheft mit Spiralbindung, das sich hinten in meine Hüfte bohrte. Während ich die I-70 entlangglitt, lag vor mir alles und nichts. Ich hatte noch hundert Tage, um meine Dissertation abzuschließen und die zum letzten Mal verlängerte Deadline einzuhalten. Jetzt oder nie, das hatte mein Betreuer unmissverständlich klargemacht. Ich konnte den Sack zumachen oder ... oder was? Bei der miesen Wirtschaftslage waren die Aussichten für mittellose Studienabbrecher nicht gerade rosig.

Es wurde Zeit, dass ich nach New Hope kam. Keine Umwege mehr. Keine Ablenkungen. Es wurde Zeit, wieder auf den Stufen zu stehen, die mich dazu inspiriert hatten, über die Bibliotheken Andrew Carnegies zu schreiben. Wenn die Bibliothek im Nachbarort zerstört war, was mochte dann mit *meiner* Bibliothek sein? Mit der Bibliothek, die mich die Liebe zu den Büchern gelehrt und damit mein Leben verändert hatte? Ich musste ihr die Ehre erweisen und in ihre Geschichte eintauchen, solange sie noch stand, auch wenn sie mittlerweile ein Kulturzentrum war.

Die nötigen Vorkehrungen zu treffen, war nicht leicht gewesen; in manchen Momenten hatte mich schiere Panik erfasst. Hätte ich nicht gerade *Eat, Pray, Love* verschlungen, hätte ich mir vielleicht kein Herz gefasst. Ich war stolz, endlich das Haus meiner Mutter in Philadelphia zu

verlassen, die Schritte zu wagen, die ich schon zehn Jahre früher hätte tun sollen. Doch es ängstigte mich auch, eine Routine hinter mir zu lassen, die ich in- und auswendig kannte. Damit die Angst mich nicht überwältigte, stellte ich mir vor, ich wäre wieder neun Jahre alt, voller Mut und Tatendrang. Trotz und die Entschlossenheit, meinen Traum zu verwirklichen, trieben mich an.

Die Carnegie-Bibliotheken faszinierten mich seit meinem ersten und einzigen Besuch in Kansas, als wir vor mehr als dreißig Jahren zur Mutter meines Vaters gereist waren. Ich erinnerte mich noch genau daran, wie mein Vater mit mir *Unsere kleine Farm* gelesen hatte. Wir saßen eng nebeneinander, damit wir uns die Illustrationen ansehen konnten. In meiner Erinnerung roch es nach Sonnenschein, denn in Kansas wechselte mein Vater vor dem Vorlesen immer das Hemd, und das frische Hemd hatte den ganzen Tag draußen auf der Leine gehangen. Aus dem Buch waren mir vor allem die Planwagen in Erinnerung geblieben. Wagen voller Familien, die alles zurückließen, um noch einmal neu anzufangen. Damals hätte ich alles dafür gegeben, Laura zu sein – ich wollte das Haar in Zöpfen tragen, mit Puppen aus Maiskolben spielen, aus einer Blechtasse trinken und Buchstabierwettbewerbe gewinnen. Nach unserem Besuch in Kansas hatte ich meine Lehrerin überzeugt, mit mir für Halloween das Kostüm eines Siedlermädchens zusammenzustellen – eine Haube aus einem runden Stück Haferflockenkarton und einen Kaliko-Rock, der von einem Hula-Hoop-Reifen in Form gehalten wurde. In diesem Reifrock hatte ich kaum gehen

können, dabei wäre ich am liebsten gerannt. Von zu Hause weggerannt, um nach Kansas zurückzukehren.

Jetzt hatte ich es geschafft. Ich hatte mehr als dreißig Jahre gebraucht, aber nun war ich auf dem Weg. Der Schubser mit allen Bänden von *Unsere kleine Farm* lag im Kofferraum.

Als ich meine Entscheidung verkündet hatte, pfefferte Mutter den Spüllappen so heftig ins Becken, dass ich an den Tornado denken musste, den wir gerade im Fernsehen gesehen hatten. So wütend war sie noch nie gewesen, jedenfalls nicht seit dem Weltkrieg, den sie mit meinem Vater ausgefochten hatte, als wir vor all den Jahren von seiner Mutter zurückgekehrt waren. Den ganzen Herbst über war es in unserem Haus entweder totenstill oder so laut gewesen, dass wir die Fenster schließen mussten. Den unbeschwerten Tagen, an denen mein Vater mir *Pu der Bär* vorgelesen hatte, war ich damals zwar längst entwachsen, aber seine neue Distanziertheit hatte mich erschreckt. Ich flüchtete mich in meine Geschichten und malte mir aus, ich wäre Pippi Langstrumpf oder Mary in ihrem geheimen Garten. Für imaginäre Freunde war ich nicht einfallsreich genug, ich brauchte die Großen der Weltliteratur, um die Spannungen zwischen meinen Eltern zu ertragen. Echte Klassenkameraden hätte ich schließlich kaum zu Keksen, Kakao und zerschlagenem Porzellan einladen können.

Was eigentlich los war, begriff ich nicht; sicher wusste ich nur, dass mein Vater seinen Job verloren hatte, weil er zu lange in Kansas geblieben war. Mutter hatte Kansas nie gemocht, vor allem weil Kansas (in Form ihrer Schwie-

germutter) *sie* nie gemocht hatte. Unsere Rückkehr hatte einen Flächenbrand entfacht, der nie ganz gelöscht wurde, sondern noch nach dem Tod meines Vaters weiterschwelte.

Vor meiner Abreise hatte meine Mutter unmissverständlich klargemacht, dass sie nicht von mir hören wollte und dass ich von nun an keinen Cent von ihr zu erwarten hatte. Tja, vielleicht musste ich also Burger braten, wenn mein Kreditkartenlimit erreicht war. Und vielleicht musste ich auch für den Rest meines Lebens in Therapie, weil ich endlich die Nabelschnur durchtrennt hatte. Aber jetzt und hier fühlte es sich so an, als hätte ich keine andere Wahl. Das war so klar wie das weite Land in meinem Rückspiegel.

Seit zehn Jahren war ich Dr. Phil. AAD: Doktorin der Philosophie mit Allem Außer einer Dissertation. Als ich mit der Arbeit begonnen hatte, war ich wild entschlossen gewesen, meine Dissertation zu beenden, bevor dreißig Kerzen auf meinem Geburtstagskuchen brannten. Der intellektuelle Prozess des Forschens und Entdeckens faszinierte mich. Ich wollte meinen Doktor in Bibliothekswissenschaften machen und eine bedeutende Forschungsbibliothek leiten. Ich wäre vielleicht nicht schlau genug für das geballte Wissen einer solchen Bibliothek, hätte sicher nicht alle Bücher aus dem Katalog gelesen, aber ich könnte bei allen Fragen behilflich sein. Ich wäre Dr. Sprint, nicht einfach nur Angie.

Um meine Dissertation zu schreiben, hatte ich wieder nach Hause ziehen müssen, sehr zur Freude meines Vaters. Da er mich erst spät im Leben gezeugt hatte und ich,

wie er selbst, Einzelkind war, kannte seine Vernarrtheit keine Grenzen. Er überschüttete mich mit seiner Liebe und war unendlich stolz, dass ich als Erste der Familie studierte. Mutter glaubte nicht, dass ich schlaue genug war, um zu promovieren, aber sie gelobte, den Mund zu halten und mich nicht mehr als »Dummkopf« oder »hohle Nuss« zu bezeichnen.

Als ich gerade von einer Recherchereise aus Schottland zurückgekehrt war, wo ich den Geburtsort von Andrew Carnegie besucht hatte, starb mein Vater. Nur einen Tag später machte ich mich an die Arbeit in Sprint's Print Shoppe, seiner kleinen Druckerei, in der ich fortan jeden Tag arbeitete. Doch ein paar Tage vor meiner Abreise hatten wir den Laden endgültig dichtgemacht, weil das Geschäft nicht länger rentabel war; Druckerzeugnisse wurden zu schnell durch elektronische Kommunikation ersetzt, und es gab nur noch wenig Bedarf an gedruckten Rundschreiben und Einladungen. In den ersten Jahren unter meiner Leitung waren die Geschäfte dank meiner Bemühungen und meiner Neigung zur Besessenheit gar nicht mal schlecht gelaufen. Mein Vater hatte vor allem ein Faible für Schriftarten gehabt, für Serifen und Schnörkel, aber ich hatte geglaubt, den Laden mit etwas mehr Geschäftssinn zum Erfolg führen zu können. Das hatte sich nun erledigt. Die Welt hatte sich verändert – andere gesellschaftliche Gepflogenheiten, die Sorge um die Umwelt, von neuen Technologien ganz zu schweigen –, und wir waren entbehrlich geworden.

Zehn Jahre für nichts. Woche für Woche hatte es entwe-

der eine Druckerkrise oder eine Mutterkrise gegeben. Ich war mit meiner Dissertation nur langsam vorangekommen. Die Fortschritte bemaßen sich in einzelnen Sätzen, nicht Seiten. Wann immer ich konnte, zwackte ich mir ein paar Stunden ab, aber es kam immer irgendwas dazwischen. Hochzeitseinladungen, die auf den letzten Drücker zugestellt werden mussten, weil die Braut zu lange gebraucht hatte, um sich zwischen matt und glänzend zu entscheiden. Oder meine Mutter, die mich zur Apotheke schickte, um Paracetamol in Ibuprofen umzutauschen. Ich hatte die falschen Prioritäten gesetzt und mich von meinem wichtigsten Ziel ablenken lassen, meiner Arbeit über das Wirken des »Schutzheiligen der Bibliotheken«.

Meine Großmutter hatte mir als Erste davon erzählt, dass Andrew Carnegie Anfang des 20. Jahrhunderts neunundfünfzig Bibliotheken in Kansas errichten ließ. Er investierte 875 000 Dollar in Gemeinden, die ein Baugrundstück bereitstellten und sich verpflichteten, zehn Prozent der Investitionskosten für den laufenden Betrieb der Bibliothek aufzubringen. Wenn ich mir das weite Land so ansah, war es schwer vorstellbar, dass sich hier um 1900 eine literarische Bewegung etablieren konnte.

Großmutter beschrieb Carnegie als eine Art wohlthätigen Hänchen Apfeln, der das Land mit Bibliotheken statt mit Apfelbäumen überzog. Später erfuhr ich, wie schlecht unter seiner Ägide Stahlarbeiter behandelt worden waren. Bei seinem Versuch, die Gewerkschaft zu zerschlagen, waren sogar sieben Männer ums Leben gekommen. Ein paar Gemeinden in Kansas hatten sich deshalb

geweigert, sein Geld anzunehmen, auch wenn es ihnen eine Bibliothek beschert hätte.

Sollte man vergeben und vergessen? War Carnegie rehabilitiert, weil er dem Land 1689 öffentliche Bibliotheken schenkte, die 1919 schon 35 Millionen Menschen versorgten? Dieser Mann, eine Mischung aus Philanthrop und Räuberbaron, faszinierte mich zunehmend. Ich wurde regelrecht besessen, als hätte ich mich wider besseres Wissen mit dem falschen Typen eingelassen. Einerseits war er der Ansicht, dass die Reichen bescheiden leben und ihr überschüssiges Geld zum Wohl der einfachen Leute einsetzen sollten. Andererseits war er gerissen bis zur Ruchlosigkeit.

Meine Großmutter sprach über ihn, als hätte sie ihn persönlich gekannt. Sie war so stolz auf die Bibliothek, als hätte sie sie selbst gebaut. Einmal blätterte sie ihr Tagebuch durch und sagte: »Es steht alles hier drin.« Aber ich durfte es nicht lesen. »Noch nicht«, sagte sie. »Das ist geheim.«

Am nächsten Tag hatte sie mir ein Tagebuch für meine eigenen Geheimnisse geschenkt, aber die waren nicht besonders aufregend. Mir war nur wichtig, meine Lektüren darin zu verzeichnen. Noch immer hielt ich den Titel jedes Buches, das ich gelesen hatte, darin fest.

Ein Lkw-Fahrer hupte, als er an mir vorbeizog, und riss mich aus meinen Gedanken. Gerade noch rechtzeitig bemerkte ich die Gedenktafel am Straßenrand und folgte einem Viehtransporter in die Haltebucht. Ich versuchte, den Mistgestank zu ignorieren, und konzentrierte mich darauf, den Text des Schildes in mein jungfräuliches No-

tizheft zu übertragen, in möglichst schöner Handschrift, um die Bedeutung meines Unterfangens zu unterstreichen. Dabei fiel mir wieder ein, wie ich als Schulkind geglaubt hatte, feinsäuberlich von der Tafel abgeschriebene Schleifen und Schnörkel würden mich erwachsen und schlau machen. Die Gedenktafel erinnerte daran, dass der Highway dem Oregon Trail folgte, den im 19. Jahrhundert Missionare, Soldaten, Goldgräber und Einwanderer auf der Suche nach Land eingeschlagen hatten und der seinerseits Pfaden folgte, die Jahrhunderte zuvor von den amerikanischen Ureinwohnern geschaffen wurden. Eine Straße der Träume.

Ich flog weiter durch die Flint Hills, freute mich über die sanften Hügel mit den wogenden Gräsern und konnte es doch kaum erwarten, in die flache Ebene von West-Kansas zu kommen.

Keine Berge im Weg. Das hatte mein Vater immer gesagt. Nichts zwischen dir und dem endlosen Horizont. Manchen Menschen macht das Angst, sie fürchten, vom Rand der Erde zu fallen. Die Kansaner glauben, nur erfahrene Reisende erkennen die Schönheit darin.

Draußen war es heiß. Richtig, richtig heiß. Trotzdem stellte ich die Klimaanlage aus, kurbelte die Fenster herunter und ließ mir die Sonne auf den Arm scheinen, auch wenn es Sommersprossen gab.

Die baufälligen Überreste einer kleinen Dorfschule erschienen am Horizont. Das Türmchen auf dem Dach war schief, die Scheiben zerbrochen, und ein paar Wandbretter fehlten. Ich stellte mir Kinder vor, die barfuß zur

Schule gingen, auf kleinen Holzbänken saßen und auf Tischen schrieben, die an der Bank vor ihnen eingehängt waren. Wäre ich damals die alleinstehende Lehrerin gewesen, die versuchte, die bunt gemischte Kinderschar im Zaum zu halten und widerspenstigen Rabauken die Liebe zum Lesen zu vermitteln? Wäre ich vom Holz sammeln und Wasserpumpen genauso erschöpft gewesen wie von Grammatikkorrekturen? Schlecht gelaunt und frustriert von meinem lieblosen Leben?

Ich imaginierte mich ständig im Abgleich mit Stereotypen, was bei meinem Berufswunsch vielleicht nicht verwunderlich war. Bibliothekarinnen sind das Stereotyp schlechthin. Karikaturisten zeichnen sie als mürrische, schmallippige Feldwebel, die ihre Bücher beschützen, als würden sie bei Berührung zerfallen. Als handle es sich bei jedem Exemplar um die Gutenberg-Bibel, dem ersten mit beweglichen Lettern gedruckten Buch, mit dem der ganze Zauber begann. Die stereotypische Bibliothekarin stiert aus misstrauischen Augen durch ihre Gleitsichtbrille, trägt das weiße Haar in einem strengen Dutt, Gesundheitsschuhe an den Füßen, und sieht in Kindern, wenn nicht in allen Menschen, den natürlichen Feind der Bücher. Ihr Wortschatz beschränkt sich auf ein Wort: *Pssst*.

Die Bibliothekarin, die mein Leben verändert hatte, Miss Thompson aus der Bücherei in New Hope, war das Gegenteil des Klischees; sie ließ mich an ihrer Begeisterung für das Lesen großzügig teilhaben. Sie wusste absolut alles, was man wissen konnte. Als mein Vater mich eines Tages zu ihr brachte und sagte: »Meine Tochter

glaubt, sie hätte Angst vor Spinnen«, gab sie mir *Wilbur und Charlotte*, bis heute eines meiner Lieblingsbücher. Ein paar Jahre danach musste ich enttäuscht feststellen, dass meine Carnegie-Bibliothek in Chestnut Hill, Philadelphia, keine Nancy-Drew-Krimis führte; später erfuhr ich, dass man sie »zu formelhaft und vorhersehbar« fand, um sie zur Literatur zu zählen. Erst die Biographien großer Frauen wie Clara Barton, die in den USA das Rote Kreuz gründete, der Feministin Jane Addams und Harriet Tubman, der bekanntesten afroamerikanischen Fluchthelferin der Underground Railroad, hatten mich mit Chestnut Hill versöhnt. Von da an hatte es für mich nichts Aufregenderes gegeben, als die Straßenbahn zu nehmen und zu schauen, welche Schätze in der Bücherei auf mich warteten. Dabei wandelte sich das Angebot mit mir; die Bibliothekarin wusste genau, wann ich bereit war, mich an Jane Austen und Charlotte Brontë zu wagen.

Erst im Graduiertenkolleg hatte ich eine Ahnung davon bekommen, welche Macht Bibliothekarinnen empfinden mussten, wenn sie Leserinnen Vorschläge machten oder Forschende mit den passenden Quellen zusammenbrachten. Man musste sich einfach schlau vorkommen, wenn man genau das richtige Buch überreichte. »Schlau ist wichtiger als hübsch«, hatte mein Vater immer gesagt. »Halt dich bloß nicht für *zu* schlau«, war das Mantra meiner Mutter.

Mein Vater hatte verstanden, warum ich so besessen davon war, meine Dissertation zu beenden. »Deine Großmutter hat Philadelphia für Kansas aufgegeben und damit